

## Die weiße Bucht: CARTAGENA / KOLUMBIEN

Es wird kaum jemanden geben, der sich nicht an seine erste Liebe erinnert, an dieses unglaublich evidente Gefühl, dass sich jetzt und hier für immer das Leben entschieden habe und an die Hoffnung, dass sich daran niemals mehr etwas ändern solle. Leider kommt es dann bei den meisten Menschen ganz anders, und was am Anfang nach Ewigkeit klang, ist nach Jahrzehnten nur noch eine halb nostalgisch halb kuriose Erinnerung.

Was aber geschieht, wenn ein Mensch diese erste Liebe sein Leben lang bewahrt, wenn er nicht weniger als 51 Jahre auf die Frau seines Lebens wartet, um am Ende, wenn der Ehemann eben dieser Frau von der Leiter gefallen und verstorben ist, seine Werbung als 74jähriger genau da fortzusetzen, wo er sie als 23jähriger hat abbrechen müssen?

Das ist der Plot des weltberühmten Romans „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ von Gabriel Garcia Marquez, den ich schon als Student gelesen hatte und dessen schönste Stellen ich auf dieser Reise wieder las. Da waren sie wieder, Fernando Ariza, der schöne Doktor Juvenal Urbino, fast bewundernswert in seiner stupenden Selbstverliebtheit, die schöne Fermina Daza, der statusgeile Vater, die bizarre Mutter Arizas und das ganze wunderbare Personal des karibischen Cartagena. Und auch das Garcia Marquez-Feeling war wieder da, die Verzauberung durch eine Sprache, der es gelingt, die Welt zwischen zwei Buchdeckeln zum klingeln zu bringen. Jeder mag an dem Roman eine andere Passage lieben, die einen schätzen die hochromantischen Eruptionen der jungen Liebe zwischen Ariza und Fermina Daza, die anderen lieben die Telegraphenstafette durch die Urwälder des kolumbianischen Dschungels im Dienste der Liebe, wieder andere bevorzugen atmosphärische Schilderungen des karibischen

Lebens im Umfeld Doktor Urbinos, der nicht nur die Cholera in Cartagena besiegte, sondern auch den ersten Ballonflug Südamerikas organisierte. Und wie wunderbar erschien mir am Ende das Bild des ankernden Schiffes auf dem Rio Magdalena mit der aufgezogenen Cholerafahne als Metapher dafür, dass die Zeit stillsteht, wenn die Liebe kommt.

Möglicherweise ist es meine Begeisterung für die Bücher von Gabriel Garcia Marquez zu verdanken, dass ich Zeit meines Lebens nach Kolumbien wollte. Aber lange waren die Zeiten nicht danach. Einmal hatte ich mich auf der Durchreise zwei Tage in Bogota aufgehalten, und ich erinnere mich noch gut daran, wie froh ich war, heil wieder aus dieser gewalttätigen Stadt herauszukommen. Ein andermal hatte ich eine Reise nach Aracataca geplant, den Ort, der hinter dem Macondo aus „Hundert Jahre Einsamkeit“ steht, aber dann kam mir die Gewaltorgie der Escobar-Jahre dazwischen. Dabei hatte das Land alles, was ein Travellerherz begehrte: eine abwechslungsreiche Landschaft, herrliche Strände, Kolonialstädte und mit den altamerikanischen Chibcha sogar eine indianische Hochkultur. Von allen Zielen, die die *Mein Schiff* auf ihrer karibischen Kreuzfahrt anlaufen würde, gab es keines, das mich so reizte wie das kolumbianische Cartagena.

War es Planung oder ein glücklicher Zufall dass die *Mein Schiff 6* die große Bucht von Cartagena kurz nach Sonnenaufgang erreichte? Der Himmel war von kalter Transparenz, die Luft war klar und das Meer spiegelglatt, als die weißen Häuser von Boca Grande am Horizont auftauchten. Viel mehr Menschen als normal hatten sich bereits vor dem Frühstück auf dem Oberdeck versammelt, um die Einfahrt nicht zu verpassen. Aus der Entfernung glich die Galerie der weißen Häuser zuerst einer überdimensionalen Palisade, die den Zugang in eine fremde Welt versperrte. Dann differenzierte

sich das Bild, einzelne Gebäude ragten wie weiße Tempelsäulen in den wolkenlosen Himmel.



*Einfahrt in die Bucht von Cartagena*

Erst als das große Schiff langsam in die Bucht einfuhr, sahen wir, dass die weißen Wolkenkratzer nichts weiter waren als eine Ansammlung wenig beeindruckender Mittelklassehotels, die aus der Nähe betrachtet ihre Attraktivität schnell verloren. Langsam drehte sich das Schiff in der Bucht und legte im Kreuzfahrthafen an. Nun bot sich wieder ein anderes Bild. Die Hotelhalbinsel glich nun einem langen gekrümmten Finger, der lockend ins Meer hineinragte. An ihrer Schnittstelle zum Festland wurden die Gebäude flacher. An den weißen Kuppeln der Kirchen und den Silhouetten der Adelspaläste waren die Umrisse der Altstadt zu erkennen, während sich hinter dem Hafen das gesichtslose Steinmeer einer Millionenstadt erstreckte.

Cartagena de las Indias, heute eine Stadt von über 1 Million Einwohnern, wurde im Jahre 1533 von Pedro de Heredia gegründet. Ihre hervorragende Lage zwischen dem Meer und dem südamerikanischen Kontinent bescherte ihr schnell eine herausgehobene Position unter allen Städten der Neuen Welt. Alle spanischen Waren, die für Südamerika bestimmt waren, wurden in Sevilla ein- und in Cartagena ausgeladen, was der Stadt Reichtum und Not zugleich bescherte. Denn vor den Küsten Cartagenas lauerten englische, holländische und französische Piraten auf Beute. Die Einwohner von Cartagena haben sich gegen diese Überfälle so gut es ging gewehrt und ihre Altstadt in erstaunlicher Intaktheit bis in die Gegenwart gebracht. Wogegen sie machtlos waren, war die Bevölkerungsexplosion der Gegenwart. Denn inzwischen bildet die historische Altstadt nur noch einen winzigen Teil der expandierenden und weitgehend konturlosen Millionenstadt.

Unser Rundgang durch die Altstadt von Cartagena begann an der Plaza de Marina in unmittelbarer Hafennähe. Im benachbarten Schiffahrtsmuseum hätte ich gerne die Modelle der Schaufelraddampfer besichtigt, die früher den Magdalena oder den Rio Apure befahren hatten. Die lange Warteschlange vor dem Museum aber schreckte uns ab. So bestiegen wir die Stadtmauer, über deren Wallmauer man bequem flanieren konnte. Das Meer zur Linken, die Altstadt zur Rechten erreichten wir ein kleines Restaurant auf der Stadtmauer und probierten den kolumbianischen Kaffee. Kolumbien gehört neben Brasilien und Vietnam zu den größten Kaffeeproduzenten der Welt und nimmt für sich in Anspruch, den schmackhaftesten Arabica-Kaffee überhaupt anzubieten. Angebaut wurde der kolumbianische Kaffee in Höhenlagen zwischen ein- und zweitausend Metern zu einem großen Teil von Kleinbauern, die die Kaffeebohnen per Hand pflückten.

Lilia trank einen *Tinto*, einen milden, leicht gesüßten schwarzen Kaffee, ich nahm einen *Cafe Cortado*, eine Art Espresso mit heißer Milch. Beide besaßen ein rundes mildes Arabica-Aroma, aber entscheidende Unterschiede zu dem Kaffee, den ich in Äthiopien oder in Brasilien getrunken hatte, konnte ich nicht feststellen. Als Kaffee Junkie schmeckte mir der Kaffee eigentlich überall.

Auffallend im Café, auf den Stadtmauern oder in den Gassen der Altstadt war der hohe Anteil einheimischer Touristen. Kolumbien besaß offenbar eine Mittelschicht, die sich nach der Beruhigung der politischen Lage daran machte, das eigene Land zu erkunden. Die Stimmung war gänzlich anders als in der Altstadt von Panama, wo praktisch nur europäische und nordamerikanische Touristen unterwegs gewesen waren. Die äußere Erscheinung der Kolumbianer war schwer auf einen Nenner zu bringen, wenn man einmal davon absah, dass fast alle gut aussahen. Die Frauen waren auffallend gepflegt, und die Farbenfreude, mit der sie sich kleideten, krönte diese Schönheit noch durch ein exotisches Sahnehäubchen. Die kolumbianischen Männer verbreiteten in Haltung, Gang und Erscheinung eine Aura von Maskulinität. Man sah breite Cowboyhüte, raumgreifende Bewegungen stämmige Figuren und jene scharf geschnittenen Gesichtszüge, die sich sofort entspannten, wenn sie mit ihren Kindern scherzten. Natürlich sahen nicht alle Kolumbianer so aus, aber die Zukurzgekommenen, die Gebrechlichen und Schwachen, die Bettler und Eckensteher, die es natürlich auch in Cartagena gab, waren in der Altstadt kaum zu sehen.

Nach Cafe Tinto und Cortado besuchten wir die Kirche San Pedro Claver. Sie trug ihren Namen nach dem Jesuiten Pedro Claver, der ab 1616 in Cartagena als Priester wirkte und sich in besonderer Weise für die Sklaven eingesetzt hatte. Immer, wenn Sklavenschiffe aus Afrika im Hafen von Cartagena lan-

deten, ging der Pater zu den Kais und brachte den Unglücklichen Wasser und Nahrung. Die Erkrankten pflegte er in seinem Hospital, und einmal im Jahr veranstaltete er mit den Sklaven Cartagenas eine öffentliche Prozession zur barmherzigen Jungfrau. Er nahm Sklaven regelmäßig die Beichte ab und wanderte sogar zu den Cimarrons der Umgebung, um sie zu missionieren. Im Alter erkrankte Pedro Claver an der Parkinsonschen Krankheit, heiliggesprochen wurde er 1881. Heute ist Pedro Claver der internationale Patron der Menschenrechte und steht würdig an der Seite anderer beispielhafter Menschenfreunde wie Las Casas oder Montesino. In ihrem Innern war die Kirche fast leer, als wir sie betraten. Besonders schmuckvoll war sie nicht, und auch der Glassarg unterhalb des Altars, in dem sich die sterblichen Überreste Clavers befanden, war für den Publikumsverkehr gesperrt.

Cartagena war tatsächlich ein Schmuckstück, ein Freilichtmuseum der Kolonialzeit, aber auf eine Weise zurechtgemacht, die die Stadt eigentlich gar nicht nötig gehabt hätte. Ihre Fassaden waren vorwiegend in Gelb, Braun oder Ocker gehalten. Die Straßen waren sauber, die Pflaster von kleinen Steinen durchsetzt, insofern man sie vor lauter Touristen überhaupt sehen konnte. Überall hingen Blumen über die tadellos restaurierten Balkone der Adelspaläste. Sonderlich viele repräsentative Plätze gab es nicht. Einer der größten war der Platz vor der Dominikanerkirche, auf dem sich die Menschenmassen aus allen Gassen trafen, ineinander verkeilten, um dann weiter zu streben. Das Auffälligste an diesem Platz war eine monumentale Bronzeskulptur des kolumbianischen Bildhauers Ferdinand Botero: ein liegendes, nacktes, unglaublich fettes Weib, das genau vor den Eingang der Kirche platziert worden war. Wusste der Geier, was die Verantwortlichen mit dieser Positionierung hatten ausdrücken wollen.



*Cartagena: Detail der ehemaligen Stadtmauer*



*Cartagena: Innenstadt*

Einige Ecken weiter stießen wir auf den Palast der Inquisition, einen ehemaligen Barockpalast, dessen schmucke Fassade nicht verriet, welcher Schrecken hinter seinen Mauern gewütet hatte. Mochte der Einsatz der Kirche für die Sklaven auch ehrenwert gewesen sein - wenn die Schafe vom reichen Glauben abfielen, kannten die Hirten keine Gnade mehr. Im ersten Stock des Inquisitionspalastes wurden in der „Camera de los Tormentos“ die Folterwerkzeuge ausgestellt, mit denen die Inquisitoren den Satan aus den Körpern der Gequälten jagen wollten. Ein eigener Raum war dem Verhör und der Folter der „Hexen“ vorbehalten, ein Stockwerk höher war das Stadtmuseum von Cartagena untergebracht. Das alles wirkte merkwürdig abstrakt, doch hätten die Mauern die Schreie der Gefolterten gespeichert, hätte man das Inquisitionsmuseum wahrscheinlich nur mit Ohrstopfen besuchen können. Kein Wunder, dass der Inquisitionspalast das erste Gebäude gewesen war, dass unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung in Cartagena geplündert worden war.

Etwas außerhalb der Altstadt erhob sich die Festung San Felipe, eine der größten Fortifikationen ganz Südamerikas. Schon unter der Herrschaft Philipps II war mit dem Bau der gewaltigen Anlage begonnen worden. Zigtausende Sklaven hatten jahrzehntelang an der Errichtung der Schutzwälle, der unterirdischen Gänge und Türme gearbeitet. Mit ihrer Höhe von zwanzig Metern und einer Dicke von bis zu sieben Metern waren die Mauern von San Felipe in der Mitte des 17. Jhdt. für die Waffen ihrer Zeit unüberwindbar. Fast ebenso unüberwindbar wie die Wälle waren die Männer, die sie verteidigten. Ein kurioses Denkmal unterhalb der großen Festung erinnerte an den spanischen Offizier Don Blas de Lezos, der ein Wunder an Tapferkeit und Pflichterfüllung gewesen sein muss. Im Dienste der spanischen Krone waren ihm bereits ein Bein und ein Arm weggeschossen worden. Bei der



großen Belagerung von Cartagena, bei der der englische Admiral Vernon im Jahre 1741 über 20.000 Soldaten und 2000 Kanonen in Stellung brachte, wurde ihm auch noch ein Auge weggeschossen. Cartagena aber fiel nicht - nach Arnold Toynbee einer der Gründe dafür, dass heute in Südamerika Spanisch und nicht Englisch gesprochen wurde.

Am Ende rasteten wir am Plaza Bolivar, einem umschatteten palmenbestandenen kleinen Park, in dessen Mitte sich eine überlebensgroße Reiterstatue Generals Simon Bolivars erhob. Die Skulptur zeigte einen schlanken Mann, der auf seinem Pferd saß und den Hut gezogen hatte. „Seht, das ist mein Werk“, schien er zu sagen. „Wenn es gescheitert ist, lag es nicht an mir.“ Möglich, dass in dieser Anmutung sogar ein Stück Wahrheit steckte, denn Simon Bolivar, der „Libertador“, der Spanisch-Amerika zusammen mit dem Argentinier San Martin in die Freiheit geführt hatte, war am Ende tatsächlich gescheitert. Seine großkolumbianische Föderation wurde zur Ruine, als Venezuela und Ecuador austraten. Am Ende seines Lebens war Simon Bolivar von all seinen Ämtern zurückgetreten, um sich auf eine letzte Reise auf dem Rio Magdalena zu begeben. Dieser letzten Reise hatte Garcia Marquez mit seinem Roman „Der General in seinem Labyrinth“ ein würdiges Denkmal gesetzt.

Das war lange her, und die Kontroversen um die Person Bolivars waren längst seiner geschichtlichen Kanonisierung gewichen. Ganz Spanisch-Amerika war voller Bolivar-Statuen, selbst auf Niederländisch-Curacao hatte ich ein Bolivar Denkmal gesehen. Inzwischen war er so etwas wie der Karl der Große Südamerikas geworden, auf den sich alle spanischsprachigen Nationen beziehen.

Vom Meer her zog ein kühler Wind durch die Gassen. Tauben flatterten um das Denkmal, und völlig unbeeindruckt von dem Gewusel ließ sich ein großer, grüner Leguan von Ein-

heimischen füttern. Über ein Stunde saßen wir auf einer Bank und ließen die Atmosphäre auf uns wirken. Die Frauen, die an uns vorbeigingen, waren als Mädchen von atemberaubender Verlockung, als erwachsene Frauen von respekteinflößender Stättlichkeit.

Am Ende drängte die Zeit. Doch wir wollten noch nicht Abschied nehmen, und liefen noch einmal durch die Altstadt. Worin bestand der Geist dieser Stadt? In der kämpferischen Trotzigkeit der Festung San Felipe? In der Barmherzigkeit des heiligen Pedro Claver oder der Gnadenlosigkeit, die in den Folterkammern des Inquisitionspalastes dokumentiert wurde? Oder vielleicht in der welken cartagenischen Melancholie, wie sie Garcia Marquez in „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ beschrieben hatte:

*“Die vormals mächtigen Familien tauchten ein in das Schweigen ihrer ungeschützten Stadtburgen. In den verwinkelten Kopfsteinpflastergassen, die sich bei den Kriegsüberfällen und den Landungen der Freibeuter als so vorteilhaft erwiesen hatten, wuchs das Unkraut über die Balkone herunter und sprengte selbst bei den gepflegtesten Häusern Risse in die festgemauerten Wände, und um zwei Uhr nachmittags waren die schep-pernden Klavierübungen im Dämmern der Siesta das einzige Lebenszeichen. Drinnen, in den kühlen, weihrauchgesättigten Schlafzimmern schützten sich die Frauen vor der Sonne wie vor einer schädlichen Ansteckung, und sogar bei den Frühmetten deckten sie das Gesicht mit einer Mantilla ab. Ihre Liebesgeschichten waren langsam und verwittert, oft gestört von düsteren Voraussagen, und das Leben erschien ihnen endlos.“*

So beeindruckend wie die Einfahrt in die Bucht von Cartagena, so vollzog sich auch die abendliche Ausfahrt. Der ganze Himmel war blutrot gefärbt, als die klar konturierte Sonne langsam über der Skyline von Boca Grande niedersank. Hun-

derte hatten sich auf dem Oberdeck versammelt, um eine der beeindruckendsten Anblicke der ganzen Reise zu genießen. Langsam legte die *Mein Schiff 6* ab, das gewaltige Tuten schallte kilometerweit über die Bucht. Die Hymne von der „Großen Freiheit“ erklang, und vorbei an der langsam im Dunkel versinkenden Hochhauskulisse von Boca Grande steuerte die *Mein Schiff 6* die offene See an. Die Illusion der Schönheit, die sich am Morgen bei der Annäherung verloren hatte, kehrte zurück, als das Schiff die große Bucht verließ und die weiße Skyline weit hinter uns wie ein geheimnisvolles Camelot langsam im Dunst versank.



*Sonnenuntergang über Boca Grande /Cartagena*



## Der vierte Seetag

Der vierte und letzte Seetag war angebrochen, und ich hatte keine Lust mehr, mich an den Pool zu legen. Jeden Tag Sonne satt von morgens bis abends, macht das Gehirn zu Apfelmus, hatte meine gute Mutter gesagt. Nur noch die Hardcore-Bräuner hielten durch, unter ihnen Viktor und seine gepflegte Frau, deren Hautfarbe inzwischen kaum noch vor der eines Schokoladenkuchens zu unterscheiden war.

Stattdessen schliefen wir lange und schlenderten nach dem Frühstück gemütlich über das Schiff. Noch immer sahen wir neue Gesichter in der TUI-Bar, in den Restaurants oder in den Aufzügen. Allerdings hatten sich innerhalb der allgemeinen Anonymität bereits bestimmte Verhaltensweisen herausgebildet. Grußlos die Aufzugskabine zu betreten, ging gar nicht, aber ein zu offensiv in die Kabine hereingeschmetterter Gruß befremdete. Am besten man presste ein vages „Guten Morgen“ durch die Zähne und stellte sich in die nächste freie Aufzugsecke.

Wir verließen den Aufzug im vierten Stock, um an der „Fragestunde des Kapitäns“ teilzunehmen. Das Theater war hinlänglich gefüllt, ein Beamer mit Leinwand war vorbereitet worden, und auf der Bühne saßen bereits der Kreuzfahrtdirektor Michael („mit einem Lachen ins Gesicht“), ein Techniker und zwei junge Frauen, die für Umwelt und Passagierbetreuung zuständig waren.

Dann erschien Kapitän Todd Burgmann, ein groß gewachsener breitschultriger Amerikaner, dessen Akzent die holländische Herkunft verriet. Wie ein Animationsprofi ergriff er das Mikro, begrüßte seine Zuhörer und begann über seinen Werdegang zu erzählen. Er hatte seine seemännische Karriere als Segler und Staff-Captain auf anderen Schiffen der TUI Flotte begonnen und war stolz darauf, seit 2018 Kapitän der